

Eine Verlobung wider Willen.

Humoreske von H. E. Kiebel- schüly.

Auf einer Bank am Herzogswege bei Friedrichroda lag ein Spätnachmittage im Monate August ein junger Mann; es schien ihm sehr behaglich zu Muthe zu sein. Er hatte im „Herzog Ernst“ vorzüglich zu Mittag gespeist; seine Börse war wohlgefüllt; augenblicklich vermühte er sich.

Er hatte in der That allen Grund zufrieden zu sein; wenige Tage vorher reichlich seine Mittel taum für das dürftige Mahl hin, das er in einem bescheidenen Wirthshause in Berlin eingenommen hatte und welches die Sorge um den kommenden Tag ihm nicht würgen konnte.

Ob er es denn damit wirklich so ernst genommen hatte, ist freilich die Frage. Bis zum Eingange des östlichen Wechfels — er war leider für das theure Vließler der Reichshauptstadt knapp genug bemessen — waren es immer noch gut 14 Tage; aber Tante Christine, seine Patin, hatte ihm schon so oft aus der Noth geholfen; sie würde es, so hoffte er, auch diesmal thun.

Der Referendarus Arthur Ebelina — so heißt unser junger Held — war nicht gerade ein unforderlicher Mensch, aber ein dummköpfiger auch nicht. Das konnte ja niemand von ihm verlangen.

Uebrigens hatte ihn seine Zurecht nicht geküßelt; Tante Christine ließ ihn nicht im Stich. Es war sogar ein ganz nettes Stimmchen, das sie ihrem Lieblingsneffen sandte, den sie aber für gewöhnlich „mein Sohn“ nannte. — Es war viel mehr, als er je auf einmal in der Tasche gehabt, so daß er wenigstens die „allerungeduldlichsten Bären losbinden“ konnte und doch noch ein Stimmchen für sich behielt.

Dennoch war etwas dabei, was ihm nicht gefiel. Wie war die gute Tante nur auf diesen sonderbaren Gedanken gekommen?

Zwar hatte er den Brief schon ein Duzend mal gelesen und konnte ihn fast auswendig; dennoch zog er ihn wiederum aus der Tasche und las ... Da stand es schwarz auf weiß: „Mein lieber Sohn!

Gern erfülle ich Deine Bitte und sende Dir per Postanweisung das gewünschte; ich füge auch noch etwas mehr dazu, damit Du Deine alte Tante hier in ihrer allgewohnten Sommerfrische besuchen kannst. Ich soohne wie in jedem Sommer im Marienthal bei Eisenach in der Hotel-Pension Krug und werde dafür sorgen, daß Du dort auch Unterkunft findest.

Die Zeit soll Dir nicht lang werden; denn ich erwarte die Tochter einer Freundin, Mathilde Schiller. — Du wirst Dich ihrer vielleicht noch erinnern; Du hast sie in meinem Hause — freilich vor langer Zeit — gesehen, als sie noch im kurzen Kleide in die Schule ging. Sie ist ein baldwüchsiges Mädchen geworden und auch sonst sehr nett.

Schon während Deines letzten Besuches habe ich Dir angedeutet, daß es mich freuen würde, wenn sie Dir gefallen möchte. Damals hießest Du das für einen Scherz; Du wußtest ja nicht, wie nahe Mathilde meinem Herzen steht. Sie ist nämlich die Tochter jenes Mannes, den ich allein geliebt habe, ohne daß er eine Abnung davon hatte. Meine Liebe zu ihm habe ich auf die Frau, die er mir vorzog, und auf seine einzige Tochter übertragen.

Du wirst es Dir nun erklären können, warum es mein Herzenswunsch ist, daß ihr beide ein Paar und einst meine Erben werdet.

Selbstverständlich übernehme ich die Aussteuer, denn Mathildens Mutter verfügt nur über ein sehr mäßiges Vermögen. Auch will ich Euch gern einen jährlichen Zuschuß geben, damit Ihr sorgenfrei noch während Eurer Jugendzeit das Leben genießen könnt. Ich erwarte schließlich die Hochzeit, wann Du hier eintriffst. Wie immer Deine Dich zärtlich liebende Tante Christine Waldner.“

Es ist ja ein prächtiges Exemplar von einer alten Dame — diese Tante Christine, ein goldenes Herz, dachte Arthur, nachdem er den Brief bis zuletzt durchgelesen hatte, wenn sie nur nicht auf den tollen Einfall gekommen wäre, mich mit der Tochter von ihrem seligen Schatz verheirathen zu wollen! Daß die Weiber doch das Geschick nicht lassen können; ich glaube, es gäbe viel weniger Unglück in der Welt, wenn sie es ließen.

Indeß schlug sich der lebenslustige Jünger der Themis auch diese Gedanken bald aus dem Sinn. Zwar reiste er alsbald nach Thüringen, aber erst wollte er noch etwas die Gegenwart genießen und machte einen kleinen Abstecher nach Friedrichroda, bevor er sich unter die Vormundschaft der Tante stellte und auf deren Gehalt sich die Günstigen Zukünftigen zu gewinnen suchte. Seiner Zukünftigen, lächerlich! — Am Gegenheil, er hoffte die Tante zu überzeugen, daß er noch viel zu jung zum Heirathen sei und erst seinen „Affessor“ machen müsse, ehe er daran denken könne, sein Schicksal an eine Gattin zu binden. Die Tante sollte sich wundern, wie er ihr seinen Standpunkt auseinandersetzen würde. Also ließ dieser oppositionelle Versuch machte ihm seine Kopfschmerzen, im Gegentheil,

er sinnirte darüber ganz gelassen und es war ihm so wohl in der lannendfühlenden Waldluft. Nach einer Weile, als er den Brief in die Tasche stecken wollte, bemerkte er in kurzer Entfernung von der Bank einen anderen Brief am Boden liegend. Er hob ihn auf und glaubte anfangs, daß er ihn mit dem seinen herausgehogen und fallen gelassen habe. Bald überzeugte er sich jedoch, daß dies nicht der Fall war. Der Umschlag war zwar halb abgerissen, aber Anfang der Adresse war aber noch leserlich; sie lautete: An Frau ... Schon wollte er den Brief wieder fortwerfen, dann aber steckte er beide Briefe in die Seitentasche. Vielleicht konnte der fremde Brief für jemand Werth haben. Wie er ihn aber an die Bestimmerin befördern sollte, wußte er freilich nicht. Zunächst las er ihn nicht, dazu war es unterdessen schon zu dunkel geworden.

Als er aber im Begriff war, seinen Ruheplatz zu verlassen, trat ein junges hübsches Mädchen fast athemlos auf ihn zu.

„Ach bitte, mein Herr,“ sagte sie, „Sie geben mir wohl den Brief zurück, den Sie soeben hier gefunden haben. — Nicht wahr, Sie besitzen ihn? Ich sah wenigstens von weitem, daß Sie etwas Weißes aufgehoben und einsteckten, und gelesen haben Sie ihn nicht, wie?“

„Nein, mein Fräulein, das kann ich Ihnen auf meine Ehre versichern, gelesen habe ich den Brief nicht, den Sie wahrscheinlich meinen, aber Ihren Sie sich auch nicht? Das Kuvert trug doch wohl die Adresse einer Frau; aber — sind Sie eine?“ setzte er lächelnd hinzu.

„Der Brief ist allerdings nicht an mich, sondern an meine Mama gerichtet,“ erwiderte das junge Mädchen. „Wie gut es von Ihnen ist, daß Sie ihn nicht gelesen haben; ich hätte mich sehr geschämt.“

„O, wir Männer sind ja nicht neugierig,“ bemerkte der Referendar.

„Sie vielleicht nicht, mein Herr, aber nicht alle Männer sind so!“

„Wissen Sie denn das schon aus Erfahrung, mein Fräulein?“

„Aus Erfahrung allerdings nicht. Die Herren, mit denen ich Tag und Nacht zusammen bin, sind doch alle so musterhaftes Exemplar begegnet ist!“ iderte Ebelina.

„Uebrigens sind auch die Damen nicht alle — Engel!“

Dieser Bemerkung bedurfte es nicht, verriet das Mädchen, „ich wußte es schon.“

„Aber Sie zürnen mir deshalb doch nicht? Ich meinte ja nur — nicht alle. Wie hätte ich das sonst behaupten können, jetzt, wo ich gerade die Ehre habe, die Bekanntschaft einer so reizenden jungen Dame ...“

„Ach! Nur keine faden Schmeicheleien! So gefallen Sie mir gar nicht mehr!“ rief sie halb scherzend.

„Dabei ich Ihnen denn wirklich schon gefallen? Dann thut es mir doppelt leid, Ihren Unwillen erregt zu haben.“

„Ach, wo werden Sie denn! Es ist ja doch alles nur Scherz, nun ist es aber Zeit, daß ich gehe. Ich verplaudere hier meine Zeit und Mama erwartet mich. Wir wohnen im Hotel Waldhaus. Nochmals meinen Dank!“

Sie reichte ihm ihre schmale behandschulte Rechte.

„Darf ich Sie wiedersehen, mein Fräulein? Vielleicht auf dem Spaziergange? Vielleicht morgen?“ fragte Arthur mit Wärme.

„Das könnte wohl sein!“ erwiderte sie unbefangen. „Ich fahre fast jeden Nachmittag hier herum auf einer Bank mit einer Arbeit oder einem Buche. Mama liebt die Bewegung weniger.“

„Vortrefflich, dann können wir weiter streiten.“

„Aber wir sind doch gar nicht verfeindeter Meinung! — Leben Sie wohl!“

Der Referendar hielt ihre Hand einige Augenblicke fest, dann zog er sie an die Lippen und küßte den freien Knöchel über dem Rande des Handschuhs.

Arthur hat sie, sich ein wenig auszurufen; auf ein paar Augenblicke werde es ja nicht antommen. Er sagte dabei mit zarter Höflichkeit ihre Hand und streichelte diese wie ein sammetnes Kästchen, ohne daß sie sich viel Mühe gab, ihm die Hand zu entziehen. Die Liebe macht süß und so liebte er diese Hand, als wäre sie sein Eigenthum.

Nur kurze Zeit war beiden vergönnt, die Krankheit der Mutter mahnte das Mädchen zu baldigem Aufbruch.

Beim Abschiede geriet Arthur in eine große Bewegung, die glühende Begeisterung übermannte ihn — er wagte es, einen Kuß auf ihre heiße Wange zu drücken; sie schien nicht zu schmelzen, aber sie erröthete tief und eilte fort, ohne ein Wort zu sprechen.

Langsam schlichen die Stunden für Arthur bis zum folgenden Nachmittage hin. Rechtzeitig war er wieder am Plage; aber diesmal marierte er vergeblich. Ebenso erging es ihm am dritten Tage.

Da entschloß er sich kurz und sie delte in das Waldhaus über. Nun mußte er doch erfahren, wo und wer seine holde Schöne sei, aber er bekam sie nicht mehr zu Gesicht, weder beim Frühstück, noch beim Mittagessen, noch auf dem Spazierwege, den er tagsüber mehrere Male abpatrouillirte.

Alle seine Erkundigungen waren fruchtlos; er kannte ja nicht einmal ihren Namen und seine Beschreibungen paßten auf mehrere Personen. Schließlich gelangte er zu der schmerzlichen Ueberzeugung, daß er von ihr zum besten gehalten worden sei. Unnützlich verließ er Friedrichroda und reiste zur Tante Christine nach Marienthal.

Ein innerer Ingrimm erfüllte ihn; er vermißte die Frauen insgesamt und gelobte sich, dieses Fräulein Mathilde, das man ihm aufbinden wollte, solle an ihn erkennen, was ein deutscher Mann sei. Mit aller Kolerette sollte es ihm nicht gelingen, auf sein durch trübe Erfahrungen gepanzertes Herz einen Eindruck zu machen.

Tante Christine schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als er am Nachmittage plötzlich vor ihr stand. „Arthur, mein lieber Sohn, wo kommst Du denn plötzlich her? Warum hast Du nicht geschrieben! Ich habe Dich schon lange erwartet!“

So überfüllten sich ihre Fragen, so daß er gar keine Zeit hatte, sie zu beantworten.

„Ich freue mich nur, daß Du endlich da bist,“ fuhr sie fort. „Mathilde ist auch schon hier, seit heute Morgen. Sie ist ein hübsches Spazieren gegangene. Wie wäre es, Arthur, wenn Du ihr entgegengehst? Du wirst nicht auch aus, ich will Dich nicht beeinflussen; ich weiß ja doch, Du wirst noch einmal Deiner alten Tante dankbar sein; aber lassen wir das; ich will mich selbst mal umschauen, wo Mathilde so lange bleibt.“

Arthur sah eine Weile in Gedanken verfunten allein und überhörte es, daß schon zweimal leise an die Thür geklopft worden war.

Auf ein flüchteres Knöpfchen rief er ziemlich barsch: „Herein!“

Gleich darauf stand eine junge Dame vor ihm. Das also war wohl die ihm von der vorforalichen Tante bestimmte Frau! Nun, schön ist sie nicht, dachte er, der Mund ist zu groß, die Augen zu klein — und die Nase — o — diese Nase! War denn das wirklich eine Nase zu nennen!

Und wenn es ihm die Günst der Tante auf ewige Zeiten gestohlet hätte, dies Mädchen mit der Nase war sicher vor ihm!

Beide, standen eine kurze Weile schweigend gegenüber.

„Sie entschuldigen wohl, wenn ich störe!“ begann das Mädchen; „ich suchte Fräulein Waldner und habe dabei wohl zugleich das Vergnügen, den schließlich erwarteten Reifsen kennen zu lernen? Können Sie mir wohl sagen, wo ich die Gesuchte finde?“

„Tante Christine hat sie, wenn ich nicht irre, schon lange erwartet,“ erwiderte der Referendar. „Sie muß wohl hier in der Nähe sein; ich werde sie sofort von Ihrer Anwesenheit benachrichtigen.“

Damit verließ er trotz aller ihrer Einsprache das Zimmer. Er dachte aber nicht daran, Tante Christine aufzusuchen, sondern küßte sich den Hut auf den Kopf und eilte aufs Geratewohl ins Freie.

„Dieses Verbot habe ich der alten Spille doch nicht zugetraut,“ brummte er. „Wie an solch eine Bogelscheuche verlaufen zu wollen! — Das könnte mir passen! Und eine dreiste Person ist sie noch dazu.“

Sie freut sich, den schließlich erwarteten Reifsen begrüßen zu können. Wag sie den Teufel begrüßen, aber nicht mich.“

Er war so erboht, daß er in einem Dauerlauf den Wald erreichte, ohne dessen recht gewahr zu werden.

Unbekümmert flümmerte er weiter und befand sich plötzlich in der Drachenschlucht, die bekanntlich so enge ist, daß an einzelnen Stellen zwei Menschen einander kaum ausweichen können.

In seiner Erregung wäre er denn auch beinahe auf eine Dame gerannt, die ihm von der anderen Seite entgegenkam. Mit hellem Erstaunen erblickte er in ihre seine holde Schöne aus Friedrichroda, die vor Kurzem so überraschend schnell verduftet war. Auf ihre gar nicht erschrocken klingende Frage: „Wie kommen Sie denn hierher?“ hemmte er seine Schritte.

„Dasselbe könnte ich Sie fragen, mein Fräulein, und mit vielleicht noch größerem Rechte?“ antwortete Arthur.

Der Unwille, der aus seinen Worten sprach, lockte die hellen Thränen in des Mädchens Augen.

„Ach kann mit denken, daß Sie mir großen,“ sagte sie; „aber ich bin unschuldig ... Mama war so unwohl und ließ mich nicht von ihrer Seite. Wenn ich aber spät Abends noch auf die Straße lief — das habe ich wiederholt gethan — dann traf ich Sie natürlich nicht. Gestern Morgen war Mammas Migräne plötzlich verschwunden, und da mußte ich sogleich mit hierher zu Tante Christine fahren.“

Schon lange hörte Arthur nur mit halbem Ohr auf die Worte, die das Mädchen in schmerzlicher Bewegung hervorbrachte. Er zog sie an sich und suchte sie zu beruhigen. Als ihm dies nicht sogleich gelang, küßte er wieder led ihre Wange.

Dieses Mittel half auf der Stelle. „Also Sie — Du bist die kleine Mathilde, die ich hier wiedersehen sollte?“

„Und Sie — Du bist der Neffe Arthur, von dem ich nichts wissen wollte?“

So fragten sie fast gleichzeitig und freuten sich, daß ein gültiges Schicksal die Lösung der Frage übernahm, die ihnen so viele Sorgen gemacht hatte.

„Weißt Du auch, Arthur,“ sagte das schöne Mädchen in froher Erregung, „daß jener Brief, den Du fandest, von der Tante war und daß sie darin meiner Mama ihren Heirathesplan mittheilte?“

„Natürlich hätte ich's mit denken können,“ behauptete er, und sie wiederum behauptete, daß er für sie so etwas besonders Vertrauenswörderndes gehabt habe, und daß es ihr gleich so vorgekommen sei, als habe sie ihn schon einmal gesehen, nur daß sie damals noch in den Kinderbüschen gesessen war.

Dann umarmten sie einander und küßten sich wieder und wieder, bis plötzlich ein Gedanke Arthur durch den Kopf schoß.

„Und Du wüßtest auf mich wie ein kleiner Magnet,“ erwiderte er, „denn mußte ich Dich auch immer wieder auffuchen, und nun hast Du mich auch hierher gezogen, holde Zauberin!“

„O, das hat wohl nur die Tante gethan!“ scherzte sie.

„Nun, Scherz beiseite,“ rief er, die Rechte lösend, „die gute Tante hat hier wirklich einmal die himmlische Vorsicht gespielt. Aber sage doch, Schatz, wer ist denn die Andere, die mit der — Karloffensale, hätte er bald gesagt, „die mit der Tante Christine auch so vertraut zu sein scheint?“

Mathilde drohte ihm schalkhaft mit dem Finger.

„Das ist Fräulein Clothilde v. Meiering,“ sagte sie. „Sie wohnt ebenfalls im Hotel Krug und hat sich, weil sie hier allein steht, an Tante Christine angeschlossen. Du hast sie doch nicht mit mir verwechselt?“

„Ach, keine Rede davon,“ protestirte er freilich, „ich frage nur so.“

Und Mathilde war zu glücklich, als daß sie sich nicht hätte beschwichtigen lassen.

Am Eingange des Marienthals begegnete ihnen Tante Christine, die sich beider Verschwinden nicht erklären konnte und ausgegangen war, um wenigstens Mathilde aufzusuchen.

Als ihr nun beide Arm in Arm entgegentraten, blieb sie starr vor Erstaunen stehen und konnte zuerst kein Wort hervorbringen.

Endlich ermannete sie sich zu der Frage: „Aber Kinder, ihr seid ja merkwürdig schnell mit einander vertraut geworden. Was hat denn das in aller Welt zu bedeuten?“

„Eine Verlobung wider Willen,“ antwortete Arthur.

„Und wir bitten um Deinen Segen!“ fügte Mathilde herzensfroh hinzu.

Konstitutionelle Prinzenerhebung.

Gerard Harry, der bisherige Chefredakteur des in Brüssel erscheinenden „Petit Bleu“, gibt in einem Pariser Blatte ein interessantes Wort des Königs der Belgier wieder. Eines Tages arbeitete König Leopold in seinem Schlosse mit Herrn Camille Coquilhat, der damals Inspektor des Kongostaates war. Es war im Sommer, und die Fenster waren weit geöffnet. Ein Windstöß setzte plötzlich die amtlichen Schriftstücke vom Schreibtisch und verstreute sie im Zimmer. Coquilhat sprang auf, um sie aufzuheben. Der König aber hielt ihn mit einer Handbewegung zurück und gab dem (inzwischen verstorbenen) Prinzen Balbun, der gleichfalls im Zimmer war und der damals als Thronerbe galt, ein Zeichen. Der Prinz verstand sofort und hob selbst die Papiere auf. Der König aber sagte ganz leise und mit großem Ernst zu Coquilhat: „Ein künftiger konstitutioneller König muß sich beugen können.“

Ein Reinbahntourismus.

Aus dem babilonischen Orte Mossbach wird folgende, von der Polizeibehörde erlassene Warnung mitgetheilt: „Wer fürderhin die Bahn durch Anklammern an die Puffer im Laufe hindert und aufhört, wird mit Arrest bis zu acht Tagen bestraft.“

Nur eine Kapalle.

Skizze von Henriette Vren.

Am Kurparke duften die Springbrunnen, der Nachthimmel ist tiefblau und die goldenen Sterne schimmern. Vom Kurhotel herüber klingen gedämpfte, süße Weisen, einsamkelnd, lodend.

„Noch ist die blühende, goldene Zeit, noch sind die Tage der Rosen ...“

Es ist eine zauberhaft schöne Nacht — eine Nacht zum träumen, zum glücklich sein, und glückselig und zukunftsfröhlich zu sein. Aber auch eine Nacht, die heiße Sehnsucht weckt und tiefes Heimweh.

Einer sitzt auf der Bank im Parke und preßt die Hände gegen die brennenden Schläfen. Verworrene Gefühle flürmen durch seine Seele: wilde Reue, ohnmächtiger Haß, Heimweh, Erbitterung, Stel vor sich selbst und harte, dumpfe, graue Verzweiflung.

Die Kapelle spielt Uhlands „Frühlingsslied“: „Die Linden Lüfte sind erwaht ...“

Nun muß sich alles, alles wenden! Nun, armes Herz, sei nicht lang.“

Und er sitzt da und krampft die Hände ineinander und starrt vor sich hin. Zu spät! Sein Leben ist ausgepielt! Verändert, zertrümmert, vergeblich, hat er's, zuletzt entwirrt und schuldbehaftet. Nun ist das Ende da! Er hat Schiffbruch gelitten an allem, an Glauben, an der Liebe und Treue, an der Ehre — und die Brandung schlägt über ihm zusammen und reißt ihn hinab in die Tiefe. Eine der vielen, verlorenen, zertrümmerten Existenzen! Einer der vielen, die im Strudel der Großstadt untergehen!

Er fühlt nach der Brusttaische; eine Bißhölle steckt darin. Seine Hand zittert. Und ihm ist, als tauchten aus dem Dunkel zwei Augen auf, zwei tiefe, treue Augen, die ihn vorwurfsvoll und trauernd anschauen.

Einst sind diese Augen seine Leitsterne gewesen! — Weit, weit liegt jene Zeit zurück. Er hat echte, goldene Treue von sich geworfen und dafür elendes, feiles Plittergold einsetztaft.

„Nun, armes Herz, vergiß der Naal, nun muß sich alles, alles wenden!“ klingt es tröstend und beruhigend. Aber unerbitlich umkrallt die Verzweiflung seine Seele und läßt sie nicht mehr los.

Vanquam erhebt er sich und schwant durch die Anlagen seiner Wohnung zu. Er wohnt in einer der vornehmsten Fremdenpensionen, in der „Villa Rosa“ — und hat die letzten Rechnungen noch nicht bezahlt! Er hat heute Abend an grünen Tisch den letzten Pfennig verpielt und Ehrenschulden gemacht, die er nie einlösen kann! Sein Name ist gebrandmarkt. Ohne die geringsten Erlitzungsmittel steht er da, dem vollendeten Ruin gegenüber.

Er hat keine Wahl, es giebt keinen Ausweg! Er heißt die Bahne zusammen und steigt die Treppen zu seinem Zimmer empor. Kopfschüttelnd sieht der Portier der schlitternden Gehalt mit dem bleichen Gesichte nach.

„Na, der junge Herr Ottersbach scheint es heute Abend auch wieder toll getrieben zu haben,“ murmelt er, „sieht ja aus wie 'ne Leiche! Wenn das ein gutes Ende nimmt!“

Zwei Stunden später lönt aus dem letzten Zimmer des langen Ganges ein leiser, dumpfer Knall.

Ein paar eilige Schatten huschen hin und her, dann kommt, von dem Zimmermädchen gerufen, die Beihilfe der Pension känderingend herbeigekürzt.

Madame ist außer sich. O Gott, wie schrecklich! Sie starrt die leblose Gestalt an, die auf dem Teppich liegt. In ihrem Hause! Wie tödlich! Der Schreden sitzt ihr in den Gliedern, sie muß sich anlehnen. Wenn nur die Gäste nichts erfahren! Dieser Skandal! Mit dem guten Rute des Hauses war's vorbei! Gut, daß die beiden nächsten Zimmer zufällig leer stehen und die anderen Herrschaften haben wohl nichts gehört.

Sie fühlt sich ganz schwach werden, der Anblick ist zu grauhaft. Eine Ohnmacht droht ihr. Raum hat sie noch die Kraft, ihre Befehle zu geben, dann läßt sie sich von dem Mädchen in ihr Zimmer führen.

Beim fahlen Dämmergrau des neuen Tages schleppen zwei Hausknechte einen langen, schweren, in Seidenein geüllten Gegenstand die Hintertreppe hinunter. An dem Seiteneingang des Hauses, der für die Dienerschaft und die Gemüßfrauen und Händler dient, steht ein kleiner Fleharten — darauf wird der unheimliche Gegenstand gehoben und zur öffentlichen Leichenhalle gefahren. Die Leiche eines getrunnenen Bettelelers, der von der Strohhahn überfahren ist, liegt schon da. Und daneben die einer Frau mit qualvollgerittenen Zügen und weit offenen, glanzlosen, stieren Augen. Man hat sie soeben aus dem Kanal gezogen. In der Großstadt giebt's viel Gestrandete.

Beim Gabelfrühstück um 11 Uhr erscheint Madame schön und lebenswichtig wie immer und präsidiert am Tische ihrer Gäste. Angetagt plaudert sie und bezaubert alle durch ihre geistvolle Konversation.

„Sagen Sie doch mal, gnädige Frau,“ beginnt plötzlich eine hübsche Blondine, „mir träumte diese Nacht, ich hätte in dem Zimmer über mir einen Schuß gehört. Davon war ich auf, und nun höre ich thatschlich oben hartiges Laufen! Was war das? Mir ist noch ganz ängstlich davon!“

Madame lächelt überlegen. „Sie haben nur lebhaft geträumt, meine Liebe,“ sagte sie.

„Aber das Hin- und Herlaufen und die Anruhe?“ beharrt die junge Dame.

„Ach so — das war das Zimmermädchen.“

Die anderen hören zu essen auf und werden ebenfalls ängstlich. Die gnädige Frau fühlt sich nervös werden. Aber sie beherrscht sich. Man muß seinen Gästen alles Unangenehme fern halten.

„Aber so beruhigen sich die Herrschaften doch,“ sagt sie mit liebenswürdigem Lächeln, „es ist gar nichts von Bedeutung — irgend eine Lappalie — ich glaube, etwas zerbrochen.“

„Wo bleibt denn der junge Ottersbach so lange?“ wendet sich ein alter, jovialer Major an seine schöne Wirthin, „der schläft wohl wieder in den Tag hinein.“

Madame wird doch ein wenig bleich. Aber mit bewunderungswerther Ruhe antwortet sie: „Herr Ottersbach mußte plötzlich abreisen — eine Deyesche — er empfiehlt sich den Herrschaften.“

Sie athmet auf. Es ist überstanden. Aliteration der Nerven ist der Gesundheit nicht zuträglich. Und warum sollte Madame ihre aufzählenden Gäste aufregen und verärgern — um einer Lappalie willen!

Aphorismen.

Von F. Clara Schneider.

Der Dankbarkeit fordert, verdient sie nicht.

Viele Leute haben nur darum ein so gutes Gedächtniß, weil sie ein so schlechtes Gewissen haben.

Der Besitz macht nicht reich — erst der Gebrauch.

Schlagfertige Antwort.

Ein Schriftsteller, der sich nur kümmerlich durchs Dasein schlug, bemerkte sich dieser Tage um eine Stelle, die vom Magistrat der belgischen Hauptstadt ausgeschrieben war. Er ließ sich beim Bürgermeister selbst anmelden, jedoch dieser erklärte, daß auch nach sehr, sehr langer Zeit der belgische Wunsch des Kandidaten nicht erfüllt werden könnte, denn, sagte er, um diese Stelle sind bereits 40,000 Bewerbungen eingelaufen. Der Schriftsteller war im ersten Augenblicke über diese ungeheure Konkurrenz sprachlos — dann dachte er ein wenig nach und wandte sich noch einmal an das Oberhaupt der Stadt: „Können Sie mich nicht wenigstens anstellen, um diese 40,000 Offerten zu ordnen und zu klassifizieren?“ — Es gab eine Zeit, wo solche schlagfertige Redensarten mit guten Stellen belohnt wurden.



Herr Doktor, ham' Sie vielleicht Appetit uff eene schone saure Gurke? Entschuldig, ich bin gerade in eine m süßen Liebesgedicht, und Sie kommen mit einer sauren Gurke!